

ROMBACH WISSENSCHAFTEN · REIHE LITTERAE

herausgegeben von Gerhard Neumann und Günter Schnitzler

Band 175

Maximilian Bergengruen
Klaus Müller-Wille
Caroline Pross (Hg.)

Neurasthenie

Die Krankheit der Moderne
und die moderne Literatur

ROMBACH  VERLAG

Titelbild: Darstellung zweier Purkinje- (A) und Körnerzellen (B) aus dem Kleinhirn der Taube, gezeichnet von Santiago Ramón y Cajal, 1899; Instituto Santiago Ramón y Cajal, Madrid.

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dub.d-nb.de>> abrufbar.

© 2010. Rombach Verlag KG, Freiburg i.Br./Berlin/Wien
1. Auflage. Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Anne Schlichmann
Umschlag: typografikdesign, Herbolzheim i.Br.
Satz: Rombach Druck- und Verlagshaus GmbH & Co. KG,
Freiburg im Breisgau
Herstellung: Rombach Druck- und Verlagshaus GmbH & Co. KG,
Freiburg im Breisgau
Printed in Germany
ISBN 978-3-7930-9619-1

Inhalt

Dank	7
MAXIMILIAN BERGENGRUEN, KLAUS MÜLLER-WILLE, CAROLINE PROSS Nerven – Zur literarischen Produktivität eines »Modeworts«	9
ESTHER FISCHER-HOMBERGER Die Neurasthenie im Wettlauf des zivilisatorischen Fortschritts. Zur Geschichte des Kampfs um Prioritäten	23
I. Neurasthenische Narrationen	
MAXIMILIAN BERGENGRUEN Fluch der dritten und vierten Generation. Neurasthenie, Vererbung und göttlicher Zorn in Theodor Storms <i>Der Schimmelreiter</i>	73
RICCARDO NICOLOSI Nervöse Entartung: Narrative Modelle von Neurasthenie und Degeneration im Russland des ausgehenden 19. Jahrhunderts	103
THOMAS SCHWARZ Robert Müllers <i>Tropen</i> (1915) als neurasthenisches Aufschreibesystem	139
II. Semiologien des Nervenlebens	
KIRSTEN KRAMER Moderne »vision« und dekadenter »nervosisme«: Zur wissens- und kulturhistorischen Begründung der Ästhetik der Nervosität in Huysmans' <i>A rebours</i>	159

ERIK ØSTERUD Elektrizität und Nerven – August Strindbergs <i>I havsbandet</i> und eine ästhetische Zentralkategorie des <i>fin de siècle</i>	193
KLAUS MÜLLER-WILLE Übernatürliche Physiologie. Zu einer Poetik der Nerven in Texten von Ola Hansson	219
SANDRA JANBEN Neurasthenie oder Psychasthenie? Gottfried Benns Selbstdiagnose als psychiatriegeschichtliches und erkenntnistheoretisches Problem der Rönne-Novellen	259
III. Stilfragen – Dezentrierungen und Rezentrierungen	
INGO STÖCKMANN Psychophysisches Erzählen. Der Wille und die Schreibweise der Nerven bei Hermann Conradi	289
CAROLINE PROSS Reizbarer Stil. Eine Begründungsfigur modernen Schreibens im Frühwerk Thomas Manns	313
ULRIKE SPRENGER Von Chabert zu Charlus – Hysterie und Nervenschwäche bei Balzac und Proust	335
DAVIDE GIURIATO, CORNELIA ZUMBUSCH Innervation der Moderne. Walter Benjamins <i>Physiologische Stilkunde</i>	361
Anhang	
Literaturverzeichnis	383
Namens- und Titelregister	411
Beiträger	423

Dank

Die Beiträge dieses Bandes gehen mehrheitlich auf eine Tagung zurück, die vom 1.-3. Februar 2007 an der Universität Basel stattgefunden hat. Nicht alle der damals gehaltenen Vorträge haben in diese Anthologie Eingang gefunden, da der Band eine deutlichere thematische Einheit bilden sollte. So wurden gezielt weitere Beiträger zum Themenfeld »Neurasthenie und Literatur« eingeholt.

Ein Dank geht zunächst an alle Autorinnen und Autoren, die zum Entstehen dieses Bandes beigetragen und geduldig auf dessen Erscheinen gewartet haben. Die Beiträge sind von Franziska Bomski lektoriert worden. Ihr gilt ein großer Dank für aufmerksame und genaue Korrekturarbeiten. Weiterhin danken wir Raphaela Marty und Miriam Bertschi für die Erstellung des Registers sowie des Literaturverzeichnisses. Ebenfalls danken möchten wir Philippe Kottoros, der uns tatkräftig bei der Planung und Durchführung der Basler Tagung unterstützt hat.

Dank gebührt auch der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft (Basel), der Max-Geldner-Stiftung (Basel) sowie der Schweizerischen Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW), die mit ihrer großzügigen Unterstützung maßgeblich zur Finanzierung der Tagung in Basel beigetragen haben. Die Publikation dieses Buches schließlich wurde dankenswerterweise durch den Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung finanziert.

Genf, Zürich und St. Gallen im Februar 2010,
Maximilian Bergengruen, Klaus Müller-Wille und Caroline Pross

MAXIMILIAN BERGENGRUEN (GENF)

Fluch der dritten und vierten Generation

Neurasthenie, Vererbung und göttlicher Zorn in Theodor Storms *Der Schimmelreiter*

Diese Studie konfrontiert zwei prominent angelegte, epistemisch komplexe Perspektiven auf den Handlungsverlauf von Storms *Schimmelreiter* und den Charakter seines Protagonisten, Hauke Haien, miteinander: eine medizinische und eine theologische. Bei der Rekonstruktion dieser beiden Sichtweisen werde ich in drei Schritten argumentieren:

I. möchte ich, die virtuelle Perspektive eines (in Bezug auf Storm) zeitgenössischen Lesers mit psychiatrischen Kenntnissen bzw. Interessen einnehmend, eine Art Diagnose Hauke Haiens vorführen. Von diesem Blickpunkt aus gesehen ist der junge Deichgraf (trotz der Storm-typischen ruralen Atmosphäre) ein Neurastheniker, wie er im (Lehr-)Buche steht.

II. werde ich, der genannten medizinischen Perspektive weiter folgend, auf die hereditären Belastungen zu sprechen kommen, denen Hauke und noch mehr seine schwachsinnige Tochter Wienke ausgesetzt sind: In der über drei bzw. vier Generationen angelegten Degenereszenz – mit dem Neurastheniker Hauke Haien in zentraler Mittelstelle – kann, wie ich zeigen möchte, ein Ordnungsprinzip der Novelle gesehen werden.

III. werde ich die (scheinbare) Gegenperspektive, nämlich die eines protestantisch vorgebildeten und/oder gläubigen zeitgenössischen Lesers, einnehmen. Von dieser Warte aus gesehen ist der Tod Haukes und seiner Familie eine Konsequenz des alttestamentlichen Gottesfluchs, der die Übertretung der Zehn Gebote bis in die dritte und vierte Generation hinein sanktioniert.

Trotz höchst unterschiedlicher Prämissen, so mein Fazit, geht die theologische Lesart mit der degenereszenten Vorstellung von der Auslöschung einer Familie konform. Die beiden Perspektiven balancieren sich nicht nur in ihren jeweiligen Extremen aus, sondern erklären sich auch wechselseitig: Denn aus der Konfrontation der medizinischen mit der theologischen Perspektive lässt sich sowohl der in der Novelle prominent platzierte Bereich des Gespenstischen herleiten als auch die erwähnte Degenereszenz-Theorie als ein Spukmärchen entlarven.

I. Hauke Haien als Neurastheniker

Schuld an der nervlichen Misere seiner Zeit – so der deutsche Psychiater Richard von Krafft-Ebing in einer 1885 erschienen populärwissenschaftlichen Studie mit Bezug auf seinen amerikanischen Kollegen George Miller Beard – ist die in und mit der Moderne Einzug haltende Unruhe: Die Bedächtigkeit der biedermeierlichen Zeiten, Krafft-Ebing kann das nicht genug beklagen, ist unwiederbringlich verloren. Stattdessen verzeichnet er eine »Hast der modernen Gesellschaft, vorwärts zu kommen«.¹ Und »nicht minder beklagenswerth als die Sucht vorwärts zu kommen, ist in unserer Generation die, *emporzukommen*«.

Dieses »*Hochhinauswollen*«² würde nicht nur ein Kenner der zeitgenössischen psychiatrischen Literatur dem Protagonisten von Storms 1888 erschienener Novelle *Der Schimmelreiter* zuschreiben: Hauke Haien bringt es im Laufe der Geschichte vom Sohn eines wenig begüterten Bauern und Landvermessers zum Deichgrafen und ist dabei von dem beinahe sprichwörtlich gewordenen Ehrgeiz getrieben, nicht nur ein »Deichgraf [...] von seines Weibes wegen« (SW III, 689)³ zu sein, sondern mithilfe eines eigens dafür konstruierten Deichtyps dem Meer im Stile des alten Faust⁴ Land

¹ Richard von Krafft-Ebing, *Über Gesunde und kranke Nerven*, Tübingen 1885, S. 37. Ähnlich schon George M. Beard, der bei der Suche nach den Ursachen der Neurasthenie nach der medialen Revolution der Moderne auf den Druck zu sprechen kommt, der durch die neuen intellektuellen Herausforderungen auf dem Einzelnen lastet (»the rise of modern science and the expansion of history in all its branches«; George M. Beard, *American Nervousness. Its Causes and Consequences. A Supplement to Nervous Exhaustion [Neurasthenia]*, New York 1881, S. 100). Vgl. hierzu Volker Roelcke, *Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790–1914)*, Frankfurt a.M., New York 1999, S. 116. Zur Neurasthenie im Kontext populärer Veröffentlichungen, vgl. Joachim Radkau, *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München, Wien 1998, S. 84f.; zur Neurasthenie im Kontext der Arbeitskraft-Debatte, vgl. Anson Rabinbach, *Motor Mensch. Kraft, Ermüdung und die Ursprünge der Moderne*, übers. von Erik Michael Vogt, Wien 2001, S. 175ff.

² Beide Zitate: Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 1), S. 40; Herv. M.B.

³ Ich zitiere den *Schimmelreiter* (und andere Novellen Storms) direkt im Fließtext unter der Sigle »SW« nach folgender Ausgabe: Theodor Storm, *Sämtliche Werke in vier Bänden*, hg. von Karl Ernst Laage und Dieter Lohmeier, Frankfurt a.M. 1987ff.

⁴ Vgl. hierzu z.B. Harro Segeberg, *Literarische Technik-Bilder. Studien zum Verhältnis von Technik- und Literaturgeschichte im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Tübingen 1987, S. 13–34 (»Faust«); 55–106 (»Schimmelreiter« und »Faust«), sowie Winfried Freund, Theodor Storm: »Der Schimmelreiter«. *Glanz und Elend des Bürgers*, Paderborn u.a. 1984, S. 30ff.

abzutrotzen. Dieser Ehrgeiz gipfelt in einer megalomanen Phantasmagorie, in der Hauke vor dem inneren Ohr »seinen Ruhm« als Erfinder eines »achten Weltwunder[s]« ausrufen hört: des »Hauke-Haienkoog[s]«, der »in ganz Friesland [...] nicht seines Gleichen« findet (SW III, 725).⁵

Hauke Haien ist also genau das ruhelose, sich nach »Carrière« verzehrende Arbeitstier, von dem Krafft-Ebing in seiner Studie spricht.⁶ Verzehren ist dabei durchaus wörtlich zu verstehen, da die Fachwelt seit Beard glaubt, dass die Neurasthenie von einer »übermässigen Consumption von Nervenkraft« herrührt,⁷ z.B. – und das trifft auf Hauke besonders zu – »in [...] übermässiger Arbeit«;⁸ mit der Folge eines permanenten Hochschaukelns von »Ermüdung« und »Reizung« der Nerven.⁹

Dieser unheilbringende Mechanismus führt gemäß der zeitgenössischen medizinischen Einschätzung dazu, dass bei Neurasthenikern »Gemüthsbewegungen [...] abnorm leicht« eintreten, wobei besonders die »Zornwuth« hervorgehoben wird,¹⁰ eine Eigenschaft, die auch Hauke Haien kennzeichnet: Man denke an sein »zorniges Lachen« gegenüber den Möwen (»Ihr

⁵ Die Quellen und der Kontext des im *Schimmelreiter* vorgeführten Wissens um Deiche und Deichbau rekonstruiert luzide Karl Ernst Laage, Kommentar, in: SW III, 1051–1082. Vgl. hierzu auch Segeberg, *Literarische Technik-Bilder* (wie Anm. 4), S. 67–77, sowie Reimer Kay Holander, Theodor Storm: »Der Schimmelreiter«. *Kommentar und Dokumentation*, Frankfurt a.M. 1976, S. 53–93.

⁶ Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 1), S. 13. Zur »Karriere« und Karriere-Sucht Hauke Haiens, vgl. Regina Fasold, Theodor Storm, Stuttgart 1997, S. 153. Vgl. auch die Betonung des »Aufstiegswillen[s]« bei Wolfgang Frühwald, »Hauke Haien, der Rechner. Mythos und Technikglaube in Theodor Storms Novelle »Der Schimmelreiter««, in: Jürgen Brummack u.a. (Hg.), *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* (FS für Richard Brinkmann), Tübingen 1981, S. 438–457, S. 447. Jost Hermands Betonung von Haukes gründerzeitlichem Machthunger zielt m.E. bereits in dieselbe Richtung (Jost Hermand, »Kritik oder Ideal des gründerzeitlichen Übermenschen?«, in: *Wirkendes Wort* 15 [1965], S. 40–50). Hauke jedoch lediglich als dämonischen Herrenmenschen und Egozentriker (der erst am Schluss der Novelle eine Wandlung erfährt) zu charakterisieren, wie es Wilfried Freund, »Heros oder Dämon? Theodor Storm: »Der Schimmelreiter««, in: ders. (Hg.), *Deutsche Novellen. Von der Klassik bis zur Gegenwart*, München 1993, S. 187–198, vorschlägt, scheint mir die genannte Aufsteiger-Perspektive zu wenig zu berücksichtigen.

⁷ Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 1), S. 25, mit Bezug auf Beard, *American Nervousness* (wie Anm. 1), S. 10, der Neurasthenie durch das Fehlen von »reserve force« der Nerven erklart.

⁸ Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 1), S. 25.

⁹ So Richard von Krafft-Ebing später präzisierend in: *Nervosität und neurasthenische Zustände*, Wien 1895, S. 39.

¹⁰ Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 1), S. 28.

könnt nichts Rechtes«, schrie er in den Lärm hinaus, »sowie die Menschen auch nichts können!«; (SW III, 643) oder an seinen ersten großen Wutanfall, der Trin' Jans' Angorakater das Leben kostet: »Ein Grimm, wie gleichfalls eines Raubtieres, flog dem jungen Menschen ins Blut; er griff wie rasend um sich« (SW III, 647).¹¹

Hauke befindet sich in dieser Szene genau in dem Alter, in dem nach Beard die Neurasthenie das erste Mal auftritt – nämlich mit »15 oder 16 [...] Jahren«;¹² und tatsächlich verfestigt sich diese Charaktereigenschaft im Laufe der Novelle: »Seine Augen sahen grimmig zur Seite«, »eine jähe Zornröte stieg ihm ins Gesicht«, »der Zorn stieg dem Reiter in die Augen«, sein »zornrotes Antlitz war totenbleich geworden«, heißt es im Laufe der Novelle über den Protagonisten (SW III, 689; 721f.; 750 [2x]). »Grimmig in sich« beschreibt Hauke selbst bereits kurz vor dem Austritt aus dem väterlichen Haus seinen psychischen Gesamtzustand. Die Antwort des Vaters: »Das könnte leicht noch schlimmer werden« (SW III, 651). Und in der Tat: Aus den früher noch singulären Wutanfällen entsteht eine allgemeine, sich immer weiter steigernde, zornige Abscheu gegenüber seiner sozialen Umwelt (»die Menschen kamen ihm wie Narren vor«; »da faßte ihn ein Groll gegen diese Menschen«; (SW III, 671; 680) – auch das ein neurasthenisches Merkmal).¹³

Ebenso lassen sich andere Gemütsbewegungen Haukes als neurasthenisch klassifizieren. Z.B. manifestiert sich die – Zitat Krafft-Ebing – »Leichtverletzlichkeit«¹⁴ bzw. »abnorme[] Erregbarkeit der Empfindungsnerve« des Neurasthenikers¹⁵ bei Hauke in einer Tendenz zur Eifersucht: »Das Blut schoß ihm in den Hals hinauf«, heißt es über ihn, als er Elke zum Tanz

¹¹ Vgl. zu dieser Passage die Studie von Christian Neumann, »Katermord und Mutterfluch. Zu den Tiefenstrukturen in Storms Novelle ›Der Schimmelreiter‹«, in: *Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 32 (2000), S. 3–16. So überzeugend der Hinweis auf das auffällige Fehlen der Mütter von Hauke und Elke ist (hierzu auch Anette Schwarz, »Social Subjects and Tragic Legacies. The Uncanny in Theodor Storm's ›Der Schimmelreiter‹«, in: *The Germanic Review* 73 [1998], S. 251–266, hier S. 260ff.), so scheint mir doch eine zeitgenössische psychologische Lesart, die ja ebenfalls die Mutterlosigkeit (Betonung der Stammeslinie in den älteren Erbtheorien) erklären kann, näher liegend als eine dezidiert ahistorische wie die der Psychoanalyse.

¹² George M. Beard, *Die Nervenschwäche (Neurasthenia). Ihre Symptome, Natur, Folgezustände und Behandlung*, übers. von M. Neisser, Leipzig 1881, S. 80.

¹³ Beard, ebd., S. 35ff., sieht den Neurastheniker u.a. als von einer krankhaften Angst vor dem sozialen Umgang getrieben.

¹⁴ Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 1), S. 28.

¹⁵ Ebd., S. 29.

gehen sieht, und dabei nicht weiß, ob sich ihr erotisches Interesse auf ihn oder jemand anderen richtet (SW III, 671). Und weiter: »Hauke flog es durch den Kopf, ob denn Elke ihm auch Wort halten, ob sie nicht mit Ole Peters ihm vorbeitanzen werde. Fast hätte er einen Schrei bei dem Gedanken ausgestoßen« (SW III, 671).

Die Novelle hält jedoch für den medizinisch gebildeten Leser noch weitere einschlägige Symptombeschreibungen Haukes bereit. Man denke an des Protagonisten nervöses »Zucken [...] um seinen Mund« (SW III, 652). Man könnte sagen: als äußeres Zeichen seiner, wie es im Text heißt, »innere[n] Unruhe« (SW III, 736) bzw., wie Beard es nennt, »*Rastlosigkeit*«¹⁶ bei der Realisierung des neurasthenischen Aufstiegschwunnes.

Apropos Aufstieg: Bei seiner beispiellosen Karriere hilft Hauke – auch das ist ein Argument aus der Psychiatrie der 1880er Jahre – seine, mit der »nervösen Constitution[]« verbundene, »Begabung der Genialität«, die allerdings, wie des Öfteren hinzugefügt wird, wegen ihres frühen und heftigen Einsetzens, meist nicht zu einer glücklichen Vollendung eines einmal begonnenen Unternehmens führt. »Weltverbesserer«¹⁷ nennt Krafft-Ebing solche Charaktere mit leicht pejorativem Unterton.

Eine solche Analyse ließe sich auch auf Hauke anwenden: Obwohl er in Sachen Deichberechnung nichts weniger als ein »Wunderkind« (SW III, 642) zu sein scheint, scheitert sein gigantisches Deichbauprojekt schließlich, weil er nicht in der Lage ist, das Zusammenspiel von altem und neuem Deich in seine Überlegungen miteinzubeziehen. Trotz seines genialischen mathematischen Talentes verliert er den Kampf gegen die einbrechende Sturmflut (die, wenn man so will, zweite Hauptfigur der Novelle)¹⁸ auf zumindest halber (Deich-)Linie, nämlich derjenigen der alten Befestigung. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist, dass Krafft-Ebing die verfrüht und in verstärktem Maß einsetzende (und daher nicht nachhaltige) Entwicklung des Neurasthenikers nicht nur als geistige, sondern auch als »*körperliche* Entwicklung« denkt. Seine Patienten haben meist, so seine Beobachtung, einen »schwächliche[n], gracile[n] Körper«.¹⁹ Ganz ähnlich formuliert es auch Elke anlässlich Haukes Antritt seiner Stelle als Klein knecht auf dem väterlichen Hof: »Du bist noch so was schlanterig [schlaksig, hager, kraftlos], Hauke! sagte sie; aber uns dienen zwei feste

¹⁶ Beard, *Nervenschwäche (Neurasthenia)* (wie Anm. 12), S. 48.

¹⁷ Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 1), S. 30.

¹⁸ Vgl. hierzu Hannelore Schlaffer, *Poetik der Novelle*, Stuttgart 1993, S. 218ff.

¹⁹ Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 1), S. 28; Herv. M.B.

Augen besser als zwei feste Arme!« (SW III, 653). Doch Hauke fehlen nicht nur die festen Arme. Sein ganzer Körper ist »noch nicht gefestet[]«; starke körperliche Arbeit ist für ihn daher »gefährlich« (SW III, 656).

Fassen wir die bisher erzielten Ergebnisse der psychiatrischen Lesart zusammen: Obwohl also Hauke sowohl mental – Stichworte: nicht nachhaltige Genialität, hohe Affektivität – als auch körperlich – Stichwort: »schlanterig« – eigentlich nicht für anstrengende Arbeiten irgendwelcher Art geeignet ist, widmet er sich nach Heirat und Übernahme des Deichgrafenamtes der Bewirtschaftung des Hofes und später seinem ehrgeizigen Deichprojekt mit einer nervenaufreibenden Beharrlichkeit, die seine neuronalen Ressourcen weit über Gebühr beansprucht.

Die Novelle ist bei der Dokumentation von Haukes und Elkes Arbeitsbelastung sehr genau. Schon zu Beginn, also lange vor dem Deichprojekt, berichtet sie von einer, über den Daumen gepeilt gerechneten, 70-Stunden-Woche des Deichgrafenehepaars bei der (nun personalärmeren, aber ehrgeizigeren) Bewirtschaftung des großen Hofes: »So sahen sich die beiden Eheleute, außer am Sonntag, wo Kirchgang gehalten wurde, meist nur bei dem von Hauke eilig besorgten Mittagessen und beim Auf- und Niedergang des Tages; es war ein Leben fortgesetzter Arbeit« (SW III, 688).²⁰

Die jetzt schon überdurchschnittlichen Anstrengungen vervielfältigen sich mit dem ehrgeizigen Deichbauprojekt, das Hauke kurze Zeit später in Angriff nimmt »Ja, Frau«, sagt er, um Elke auf die neuen Herausforderungen einzustimmen, »hart wird's hergehen; aber dazu, denk ich, hat der Herrgott uns zusammengebracht! [...]« Haukes Pläne sehen vor, dass seine Frau nun die Hofarbeit, die vorher beide kaum zusammen bewerkstelligt haben, allein auf ihre »Schultern nehmen« soll (SW III, 701f.), während er sich dem nicht eben nervensparenden »Werk auf Tod und Leben« (SW III, 692) widmet, das der Bau des neuen Deiches darstellt. Mit der Konsequenz, dass der Deichgraf nun auch an »Sonntagnachmittagen«, »nach Feierabend« und bis »weit nach Mitternacht« arbeiten und kaum mehr zum Schlafen kommen wird (SW III, 693).

Das wechselseitige Aufschaukeln von Aufregung und Erschöpfung der Nerven führt, ganz im Sinne der zeitgenössischen Psychiatrie, dazu, dass

²⁰ Vgl. hierzu auch Chenxi Tang, »Two German Deaths: Nature, Body and Text in Goethe's »Werther« and Theodor Storm's »Der Schimmelreiter«, in: *Orbis litterarum* 53 (1998), S. 105–116, hier S. 110–113, der Hauke als *Workaholic avant la lettre* bezeichnet und daraus (bzw. dem damit einhergehenden technischen Naturverständnis) die Dämonisierung seiner Person ableitet.

Hauke schließlich mit einer als fundamentalen »Schwäche« (SW III, 739) gekennzeichneten, auf den Tod gehenden Krankheit daniederliegt: »Ein Marschfieber hatte den Deichgrafen ergriffen; [...] mit ihm ging es nah am Rand der Grube her, und als er unter Frau Elkes Pflög' und Sorge wieder erstanden war, schien er kaum derselbe Mann. Die Mattigkeit des Körpers lag auch auf seinem Geiste« (SW III, 735).

Dieser Exhaustation ist das tragische Ende der Novelle ebenso geschuldet wie dem oben erwähnten intellektuellen Fehler bei der Deichangleichung: Statt sich wie sonst gegen die neuerungsunwilligen Deichbevollmächtigten durchzusetzen (und so den Fehler zu korrigieren), lässt sich der nachhaltig geschwächte Hauke dieses Mal von ihren Vorstellungen überzeugen: »Ihm war, als fehle ihm dagegen noch die alte Kraft« (SW III, 738).

Die Ablehnung seiner Umbaupläne durch die Deichbevollmächtigten resultiert wahrscheinlich aus deren instinktivem Gespür für Haukes neurasthenische Rastlosigkeit. Beard und Krafft-Ebing bezeichnen den Neurasthener als »Verschwender« seines »Kapital[s]« an »Nervenkraft«,²¹ der seine neuronalen Ressourcen zu früh und im Übermaß, d.h. ohne Möglichkeit der Reacquisition, ausgibt. Das lässt sich auch auf die wörtliche Ebene von Haukes Arbeit übertragen: Der neue Deichbau (und der Plan, den alten Deich nach dem Muster des neuen umzubauen) ist nämlich außerordentlich kostenintensiv. Und den sparsamen Deichbevollmächtigten, die für Haukes Pläne finanziell gerade stehen müssen, dünkt das Unternehmen das zu sein, was es für Haukes Nerven nach der neurasthenischen Lehre auch tatsächlich ist: eine außerordentliche Verschwendung. »Was sagt Ihr, Deichgraf?« riefen die Gevollmächtigten; »[...] Ihr liebt es, Alles beim teuersten Ende anzufassen!« Und Ole Peters legt noch einmal nach: »Dein neuer Koog ist ein fressend Werk, was du uns gestiftet hast! Noch laboriert Alles an den schweren Kosten deiner breiten Deiche; nun frißt er uns auch den alten Deich, und wir sollen ihn verneuen! [...]« (SW III, 738).

²¹ Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 1), S. 21f. Krafft-Ebing geht dabei wie Beard davon aus, dass die ungesunde Ökonomie der Nerven in einem Analogieverhältnis zur tatsächlichen (ebenfalls ungesunden) Ökonomie der Moderne, insbesondere der an der Börse, steht: »The increase in the amount of business [...] in modern times« gehört zu den wichtigsten »causes of american nervousness« – mit dem Erfolg, dass es beim Einzelnen schnell zu »Nervous Bankruptcy« kommen kann (Beard, *American Nervousness* [wie Anm. 1], S. 115; 9). Vgl. hierzu auch die Ausführungen in der Einleitung.

II. Hereditäre Belastungen

Folgen wir der eingeschlagenen medizinischen Lesart des *Schimmelreiters* noch ein wenig: Der Text lässt – trotz dreifach gestaffelter Erzählerkonstellation²² – kaum einen Zweifel daran, wie es um die Intelligenzverhältnisse im Dorfe und in der Generationenfolge bestellt ist. Vor Haukes Geburt bzw. Erwachsenwerden war sein Vater Tede »der klügste Mann im Dorf« (SW III, 680); eine Zuschreibung, deren Relativierung (»im Dorf«) deutlich zu betonen ist. Wie der metadiegetische Erzähler – der rationale, aber durchaus religiöse Schulmeister (»er gehört zu den Aufklärern«, glaubt aber an den »Herrgott«; SW III, 755; 719)²³ – ausführt, ist der alte Haien nur »ein Stück von [...] einem Manne« mit besonderen Geistesgaben (SW III, 639; Herv. M.B.), wie es z.B. der Landmesser und Deichvogt »Hans Mommsen von Fahretoft« war (SW III, 639; interessanterweise ein Vorbild für Hauke bei der Konzeption der Novelle). Immerhin kann Haukes Vater anscheinend ganz ordentlich rechnen, versieht er doch, wie in der Novelle zu erwähnen nicht vergessen wird, im Dorf die Aufgabe des »Landmessen[s]« (SW III, 639) durchaus mit Erfolg.²⁴

²² Vgl. hierzu ausführlich Freund, Glanz und Elend (wie Anm. 4), S. 37–65, und Andreas Blödorn, »Storms »Schimmelreiter«. Vom Erzählen erzählen«, in: DU 57.2 (2005), S. 8–17. Auf den Medienwechsel bzw. den Medienkontrast (Mündlichkeit/Schriftlichkeit) innerhalb dieser Erzählerschachtelung macht Harro Segeberg, »Intermedialität bei Storm. Zur Mediengeschichte des Schimmelreiter-Komplexes«, in: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft 42 (1993), S. 77–94, aufmerksam. Claus-Michael Ort, Zeichen und Zeit. Probleme des literarischen Realismus, Tübingen 1998, S. 21, spricht mit Bezug auf Volker Hoffmann, »Theodor Storm. Der Schimmelreiter (1888)«, in: Interpretationen. Erzählungen und Novellen des 19. Jahrhunderts, Bd. II, Stuttgart 1990, S. 333–370, vom End- und Erstverschrifter sowie vom mündlichen Binnenerzähler. Damit kann er präzise die genannte Differenz mündlicher und schriftlicher Rede einfangen, ihm entgegen jedoch m.E. die Ineinanderschachtelung der Erzähler, die für die (von mir hervorgehobene) Multiperspektivität des Textes konstitutiv ist. Ich verwende daher in Anlehnung an Genette die Begriffe des extra-, intra- und metadiegetischen Erzählers (»Storm«/Autor der *Lesefrüchte*/Schulmeister).

²³ Zur Abwertung der lutherisch-rationalen Position des Schulmeisters als erstem Erzähler (zugunsten des zweiten [der das Gespenst Haukes gesehen haben will]) in der zweiten Fassung des Schlusses, vgl. die grundlegende Studie von Karl Ernst Laage, »Der ursprüngliche Schluß der »Schimmelreiter«-Novelle«, in: ders., Theodor Storm. Studien zu seinem Leben und Werk, Berlin 1988, S. 29–36, hier S. 33ff.

²⁴ Tede Arbeit hat im Dorf Maßstäbe gesetzt. Gute Landvermesser werden später daran gemessen, ob sie und ihre Arbeit unter oder »über des Deichgrafen Vater, den seligen Tede Haien, gehen« (SW III, 709).

Tede Haiens nicht gerade überragendes intellektuelles Niveau steht jedoch in einem gewissen Gegensatz zu dem des alten Deichgrafen, also des Vaters von Elke. Tede Volkerts ist nach der übereinstimmenden Meinung von Schulmeister (nicht identisch mit dem metadiegetischen Erzähler) und Haukes Vater ein »Dummkopf«, der das eigentlich intellektuell anspruchsvolle Deichgrafenamnt nur wegen seines ererbten Besitzes innehat. Dass »die Friesen«, aus der Not der Deichsicherung heraus, gut »rechnen« können (SW III, 639), diese allgemeine Regel gilt für den alten Deichgrafen in besonderem Maße nicht: Wenn es an die »Deich- und Sielrechnungen« geht, holt sich Tede Volkerts ganz einfach den »Schulmeister« (SW III, 651) ins Haus und schaut zu.

In der jüngeren Generation rechnen nun wiederum zwei besser als ihre Väter: Elke und Hauke, das spätere Ehepaar. Die Tochter des Deichgrafen ist, wie Hauke schon sehr früh auffällt, nicht »dösig« (SW III, 653f.). Ganz im Gegenteil: Sie hat »kluge[] Augen« (SW III, 660). Und diese klugen Augen verweisen wiederum auf einen scharfen Verstand, der sich – worin sonst? – im Rechnen ausdrückt. Schon der Schulmeister hatte Hauke darauf hingewiesen, dass zwar der Deichgraf »dumm« sei, nicht aber »seine Tochter Elke, die kann rechnen!« (SW III, 652). So sagt es auch der Deichgraf selbst: »Meine Tochter«, lässt er Haukes Vater gegenüber durchblicken, »rechnet mich selber dreimal um und um!« (SW III, 655). In dieser mathematischen Begabung kommt Hauke nun seiner späteren Frau mindestens gleich (»sie waren beide geborene Rechner«; SW III, 657), er bringt jedoch darüber hinaus noch strategisch-planerische Eigenschaften mit, die ihr abgehen: »[...] Ich kann ja [...] nur rechnen [...]«, sagt Elke zu ihm, »[...] du aber siehst draußen Alles, was der Deichgraf doch wohl selber sehen sollte; du hast mich ausgestochen!« (SW III, 662).

Auch seinem Vater, der, wie gesagt, immerhin als der klügste Mann im Dorf gilt, erweist sich Hauke überlegen:

Und eines Abends frug er [Hauke] den Alten, warum denn das, was er [der Vater] eben hingeschrieben hatte, gerade so sein müsse und nicht anders sein könne, und stellte dann eine eigene Meinung darüber auf. Aber der Vater, der darauf nicht zu antworten wußte, schüttelte den Kopf und sprach: Das kann ich dir nicht sagen; genug, es ist so, und du selber irrst dich. Willst du mehr wissen, so suche morgen aus der Kiste, die auf unserem Boden steht, ein Buch; einer, der Euklid hieß, hat's geschrieben; das wird's dir sagen! (SW III, 639f.)

Der – im Folgenden von Hauke begeistert und vor allem erfolgreich aufgenommene – Hinweis auf den, Tede sprachlich und intellektuell nicht zugänglichen, Euklid als theoretische Fundierung der rechnerischen Praxis

– deutlicher könnte das Eingeständnis intellektueller Unterlegenheit eines Vaters gegenüber seinem Sohn nicht ausfallen.

Ein Leser mit Interesse an psychologischen Fragestellungen wird registrieren, dass Hauke diese verstandesmäßige Superiorität im Laufe der Novelle noch weiter ausbaut: dadurch, dass er, so lange er noch im Hause seines Vaters wohnt, trotz mühseliger körperlicher Arbeit eine neue Deichform berechnet; später, als Kleinknecht beim alten Deichgrafen, indem er, anstelle Elkes bzw. des Schulmeisters, die Deichrechnungen übernimmt und dabei, wie oben ausgeführt, über die Mathematik hinaus in die Rolle des Deichgrafen hineinwächst. Und natürlich fließt seine mathematisch-planerische Hochintelligenz schließlich in das Projekt, das er als Deichgraf in die Wege zu leiten versucht: in das Unterfangen, »daß das große Vorland« vor dem Deichgrafenhof »zu einem festen Kooge eingedeicht werde« (SW III, 692).

Die Novelle bietet dem Leser auch sonst auffallend präzise Hinweise in Bezug auf die Intelligenzverhältnisse der vergangenen Generationen. Die Vorfäter des späteren Deichgrafenehepaars, so wird unmissverständlich mitgeteilt, waren jeweils intelligenter als die, wie gesagt beide nicht (wiewohl auf unterschiedlichem Niveau) mit besonderen Geistesgaben gesegneten, Väter Tede Haien und Tede Volkerts. Bei Elkes Groß- und Urgroßvater ist das ganz offensichtlich: »[...] Euer Großvater, das wissen wir noch Alle, war Einer, der das Land geschützt hat!« (SW III, 655), sagt Tede Haien zu Elkes Vater. Und dessen Sohn, also der »Großvater« von Elke, war, wie Trin' Jans erzählt, immer noch »klüger als sie Alle« (SW III, 658; 732).

Die Intelligenz hat aber nicht nur in der Deichgrafenfamilie Volkerts von der Groß- bzw. Urgroßvatergeneration auf die Vatergeneration abgenommen, sondern auch in der Familie Haien: Vor Hauke war bereits sein Großvater (anders als sein Sohn Tede) dem holländischen Euklid sprachlich und intellektuell gewachsen: »Das Buch ist noch von meinem Vater, der verstand es [...]«, gibt Tede freimütig zu (SW III, 640).

Vor diesem Hintergrund ist eine Bemerkung besonders aufschlussreich, die der alte Haien im Gespräch mit dem alten Volkerts beiläufig über dessen Familie fallen lässt: »Denn im dritten Gliede soll der Familienverstand ja verschleißen [...]«. Der Satz hat einen ambigen Bezug: Tede reagiert mit ihm auf die Klage des alten Deichgrafen, das ihm ein »Sohn« versagt geblieben sei; demzufolge wäre mit dem »dritten Gliede« die Generation von Elke gemeint. Unmittelbar anschließend spricht der alte Haien aber über den »Großvater« des Deichgrafen; demzufolge wäre es Tede Volkerts

selbst, bei dem der verschlissene Verstand zum Ausdruck käme, was dieser auch genau so versteht: »Ich bin ja doch im dritten Gliede!« (SW III, 655). Angesichts des bisher Gesagten ließe sich diese zweite Auslegung des Satzes auch auf Tede selbst beziehen, der ja, wie oben gezeigt, ebenfalls weniger Verstand als seine Vorfäter (oder zumindest sein Vater) aufweist.

Aber natürlich stimmt der Satz *nicht* für die (vom alten Haien ursprünglich angesprochene) Generationsfolge Großvater/Vater/Hauke bzw. Elke. Denn Letztere sind ja, wie gerade gezeigt, in Sachen Mathematik ihren Vätern deutlich überlegen. Daher kann der alte Deichgraf die von Tede Haien formulierte Dekadenregel des abnehmenden Verstandes nach kurzer Bedenkzeit auch als »Torheit« abtun, die sich Tede Haien »von alten Weibern« hat »aufschwätzen lassen« (SW III, 655).

Dass die Theorie der Dekadenz oder Degenereszenz in Sachen Intelligenz von Elkes Vater so schnell widerlegt wird, heißt nicht, dass sie damit vollkommen abgeschrieben würde. Ganz im Gegenteil: Sie wird, so meine These, deswegen so prominent eingeführt, weil sie – im Rahmen der hier rekonstruierten medizinischen Perspektive – als ein zentrales Ordnungsprinzip der Novelle angesehen werden kann, allerdings nicht vordringlich in der, von Tede Haien bemühten, älteren, vorneurasthenischen Variante, wie sie in der deutschsprachigen Psychiatrie der 60er, 70er und frühen 80er Jahre des 19. Jahrhunderts diskutiert wird, sondern in der jüngeren, neurasthenischen der mittleren und späten 1880er Jahre.

Ich beginne mit der vorneurasthenischen Hereditätstheorie. Tedes Meinung entspricht ziemlich genau der Position der noch auf Benedict Auguste Morel²⁵ fußenden medizinischen Position vor Krafft-Ebing, die sich auf den Begriff der Degenereszenz, genauer: der »*neuropathische[n]* [...] Disposition« bringen lässt. – Eine Formel, die von Wilhelm Griesinger in den Diskurs eingebracht und in der Folgezeit von der Psychiatrie vielerorts aufgegriffen wird.²⁶

In einigen Novellen Storms aus den späten 1870er und frühen 1880er Jahren wird bereits auf diese frühe Form der psychischen Vererbungslehre angespielt.²⁷ Thematisiert wird die intergenerative Weitergabe von Spiel-

²⁵ Vgl. hierzu Roelcke, Krankheit und Kulturkritik (wie Anm. 1), S. 80ff.

²⁶ Wilhelm Griesinger, Vortrag zur Eröffnung der Klinik für Nerven- und Geisteskrankheiten in der Charité in Berlin, in: ders., Gesammelte Abhandlungen, hg. von Carl August Wunderlin, 2 Bde., Berlin 1872, Bd. I, S. 107–126, hier S. 110.

²⁷ Zu Storms Behandlung der Erbproblematik, vgl. die Ausführungen von David A. Jackson, Theodor Storm. Dichter und demokratischer Humanist. Eine Biographie, Berlin 2001, S. 286–292 (allgemein bei Storm) sowie S. 322f. (zur Vererbung im *Schimmelreiter*),

und Trunksucht, Zorn und Intelligenz; ein klassisches Merkmal einer vorneurasthenischen Vererbungstheorie.²⁸

Man kann allerdings nicht sagen, dass sich die genannten Texte auf eine degenereszenz Logik reduzieren ließen. Wiewohl einige Novellen mit dem – in diesem Kontext zentralen – Gedanken vom Aussterben eines Geschlechtes²⁹ arbeiten (»ich habe Alle überlebt«, sagt z.B. der Chronist in *Grieshuus* [1883], Caspar Bokenfeld [SW III, 293]; man denke auch an das »todte[] Kind[]« von Johannes und Katharina, das letzte Mitglied der Familie des Herrn Gerhardus, in *Aquis submersus* [1875f.; SW II, 454]), lässt sich das Ende der biologischen Erbfolge selten über eine Degeneration aus neuropathischer Disposition motivieren. Der Grund für den Tod des letzten Mitglieds des jeweiligen Geschlechtes lässt sich meist nicht in einer intern-pathologischen Entwicklung, sondern entweder in externen Ereignissen oder in moralischen Fehlleistungen ausmachen; man denke im ersten Fall an den unerwarteten militärischen Angriff der Russen in *Grieshuus* (Tod Rolfs), im zweiten an das Überwiegen der sexuellen Begierde über die elterliche Sorge bei Johannes und Katharina am erwähnten Ende von *Aquis submersus*.

und Regina Fasold, »Theodor Storms Verständnis von »Vererbung« im Kontext des Darwinismus-Diskurses seiner Zeit«, in: Gerd Eversberg u.a. (Hg.), Stormlektüren (FS für Karl Ernst Laage zum 80. Geburtstag), Würzburg 2000, S. 47–58. Im Gegensatz zu Jackson und Fasold bin ich jedoch der Überzeugung, dass der Kontext für Storms Auseinandersetzung mit der Erbproblematik durch den Begriff des Darwinismus zu allgemein bestimmt ist. Genauso wichtig scheinen mir die psychiatrischen Debatten über die Vererbung psychischer Eigenschaften zu sein, denn genau diese werden im *Schimmelreiter* und in anderen Novellen diskutiert. Der einzige Beitrag, der – wenn auch nur aperçuhaft – die Genealogie der Haiens und Volkerts in den Rahmen der Degenereszenz einordnet, ist Frühwald, Mythos und Technikglaube (wie Anm. 6), S. 449f.

²⁸ Paul J. Möbius, Ueber die hereditären Nervenkrankheiten, Leipzig 1879, S. 3; 11, diskutiert z.B. die »Degenerescenz« bei »Genie« und »Trunksucht«, insbesondere bei »Blutsverwandschaft der Eltern«. Zur Trunksucht als Mastertopos der Degenerationstheorie, vgl. Ursula Link-Heer, »Le mal a marché trop vite«. Fortschritts- und Dekadenzbewußtsein im Spiegel des Nervositäts-Syndroms«, in: Wolfgang Drost (Hg.), Fortschrittsglaube und Dekadenzbewußtsein im Europa des 19. Jahrhunderts. Literatur – Kunst – Kulturgeschichte, Heidelberg 1986, S. 45–68, S. 54ff.

²⁹ Zum Gedanken der »extinction de la famille« (Bénédict Auguste Morel, *Traité des dégénérescences physiques, intellectuelles et morales de l'espèce humaine et des causes qui produisent ces variétés maladives*, Paris u.a. 1857, S. 96) als Folge eines »progrès d'un mal« (ebd., S. 316) in der Degenerationstheorie, vgl. die instruktiven Ausführungen von Link-Heer, *Le mal* (wie Anm. 28), S. 52ff. Vgl. zu Morels Werk allgemein, Roelcke, Krankheit und Kulturkritik (wie Anm. 1), S. 83ff., und Daniel Pick, *Faces of Degeneration. A European Disorder*, Cambridge u.a. 1989, S. 44ff.

Ein Grund (auf einen weiteren, theologischen, komme ich später zu sprechen) für diesen nur zögerlichen Rekurs auf die Degenerationstheorie in den 1870er und 1880er Jahren könnte darin liegen, dass in dieser Zeit ein anderes narratologisches Prinzip innerhalb der chronistischen Erzählweise überwiegt:³⁰ nämlich die, bisweilen autobiographisch gedeutete,³¹ vor allem aber wohl ästhetisch fundierte, Vorstellung von der Unähnlichkeit der Vater- und Sohn-Generation (man denke z.B. an die stupenden charakterlichen Unterschiede zwischen Heinrich und seinem Vater Carsten Curator in gleichnamiger Novelle [1877] oder die zwischen Herrn Gerhardus und Junker Wulf in *Aquis submersus*). Diese Unähnlichkeit muss sich nicht unbedingt in einer Verschlechterung bestimmter psychischer Eigenschaften ausdrücken, sondern kann sich durchaus auch als Verbesserung erweisen; manchmal, aber nicht immer handelt es sich dabei um »indirekt[e]«, also eine Generation überspringende, Vererbung.³² Exemplarisch für beides sei hier Rolf aus *Grieshuus* genannt, der – wie sein Großvater Hinrich – wesentlich kräftiger und zielstrebigter ist als sein Vater, der als schwächerer »melancholicus« charakterisiert wird (SW III, 247).

Wenn ein solcher Suspense-Effekt in der Erbfolge im Vordergrund steht, dann ist die Vorstellung von der vorneurasthenischen Degenereszenz, die meist eine stetige, lineare und langsame Verschlechterung des nervlichen Gesundheitszustandes bis zum Aussterben des Geschlechtes vorsieht, nur bedingt anwendbar; zumindest begründet sie die Ereignisfolge nicht ursprünglich. Nur ganz selten wird in den Novellen der späteren 70er und frühen 80er Jahre dem Leser nahegelegt, aus der psychischen Veranlagung des Vaters eine Krankheit zum Tode beim Sohn abzuleiten (so z.B. bei Archimedes und seinem Vater, dem Etatsrat, in gleichnamiger Novelle von 1880f. – beide Mathematiker und trunksüchtig, der Sohn jeweils mit stärkerer Veranlagung und später dann auch tot).

Im *Schimmelreiter* nun, der zwischen 1886–1888 entstanden ist, hat sich die (populär-) medizinische Ausgangslage – zumindest im deutschsprachigen Raum – entscheidend geändert: In Krafft-Ebings bereits des Öfteren he-

³⁰ Vgl. zu den narrativen Angeboten der medizinischen Degenereszenztheorie (am Beispiel Thomas Manns), Caroline Pross, »Divergente Spiegelungen. Zum Verhältnis von Wissen, Erzählen und Poetologie im Frühwerk Thomas Manns (»Buddenbrooks«)«, erscheint in: Alexander Honold, Nils Werber (Hg.), *Deconstructing Thomas Mann*, Heidelberg 2010, und ihren Aufsatz in diesem Band.

³¹ Vgl. hierzu Laage, Kommentar, SW II, 948.

³² Vgl. hierzu z.B. Paul J. Möbius, *Die Nervosität*, Leipzig 1882, S. 37.

rangezogenem Werk von 1885, *Über gesunde und kranke Nerven*, werden, nicht zuletzt auf der Basis von Übergangsarbeiten wie Möbius' *Nervosität* von 1882,³³ die bis dato nicht degenerativ gedachte Neurasthenie und die bis dato nicht neurasthenisch gedachte Degenereszenz miteinander verbunden; mit dem Erfolg, dass eine, aus der Logik der Zeit heraus gesehen wohl überfällige, Theorie der degenerativen Neurasthenie bzw. der neurasthenischen Degeneration geschaffen wird.³⁴ Nun muss die Neurasthenie nicht mehr allein auf *eigene* Verschwendung des Nervenkapitals zurückgehen, sondern kann auch auf die »übermässige[] Consumtion von Nervenkraft der Erzeuger«³⁵ zurückgeführt werden, die sich erst in der nachfolgenden Generation in einer Nervenkrankheit ausdrückt. Denn: »Das gewaltige biologische Gesetz der *Vererbung* [...] hat eine eminente Bedeutung auf dem Gebiet des Nervenlebens.«³⁶

Diese neue Theorie erlaubt es nun einem psychologisch geschulten Leser, das Storm-typische Narrat vom Aussterben eines Geschlechtes über die Degenereszenz zu begründen, ohne dass deswegen die Vorstellung von der Unähnlichkeit der Generationen und damit der generative Überraschungseffekt in der Chronik der Ereignisse vernachlässigt werden müssten: Elkes und Haukes Intelligenz kann sowohl als ein stupender Unterschied zur vorhergehenden Generation als auch als ein Aufweis der linearen Verschlechterung im Gesundheitszustand der Generationen verstanden werden, da es sich (aus medizinischer Sicht) nur um eine nervöse und nicht nachhaltige Verbesserung handelt, die sich, intergenerativ gesprochen, nur allzu bald in ihr Gegenteil verkehren wird.

Vor diesem Hintergrund lässt sich Tedes ambiguer Bezug bei der von ihm zitierten Lehre von der Verschlechterung geistiger Eigenschaften im Verlauf der Generationen als poetischer Reflex auf die epistemischen Veränderungen in den 80er Jahren auflösen: Die *alle* Generation (also Urgroßvater, Großvater und Vater Volkerts bzw. Haien) lässt sich, performativ folgerichtig, als Exponent der *alten*, d.h. vorneurasthenischen und linearen,

³³ Möbius, ebd., denkt bereits 1882 »Nervosität« und »Neurasthenie« (S. 7) auf der Basis von »Erblichkeit« (S. 24). Im Gegensatz zu seiner Theorie der Degenereszenz verfügt Möbius aber noch nicht über ein elaboriertes Konzept von Neurasthenie. Wilhelm Erb, *Handbuch der Elektrotherapie*, Leipzig 1882, S. 572ff., wiederum denkt die Neurasthenie von Beard her – und daher nicht-degenereszent.

³⁴ Vgl. hierzu Roelcke, *Krankheit und Kulturkritik* (wie Anm. 1), S. 101ff.

³⁵ Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 1), S. 25; Herv. M.B.

³⁶ Ebd., S. 24.

Variante der Degenereszenz (Stichwort »neurophatische Disposition«) verstehen, die *jüngere* Generation (also Großvater, Vater Volkerts bzw. Haien sowie Hauke und Elke) als Exponent der *jüngeren*, d.h. neurasthenischen und damit nicht mehr linearen Variante.

Mit diesem Wissen kann es einem an Vererbungsfragen interessierten Leser nicht als Zufall erscheinen, dass Haukes nervöse Sucht, Karriere zu machen, schon bei seinem Vater Tede, wenngleich noch weitgehend latent und wohl noch nicht habituell,³⁷ vorhanden ist. Man kann das z.B. an der auf ihn intern fokalisierten Formulierung, »daß er auch selber nicht auf einen grünen Zweig gekommen sei«, ablesen (SW III, 641). Welcher Art dieser grüne Zweig hätte sein können, lässt sich schnell ermitteln: Tede sieht sich, als wie gesagt klügster Mann im Dorfe, in einer permanenten virtuellen Konkurrenz mit dem Deichgrafen.

Dies lässt sich der nur schwach gebremsten, aggressiven Rhetorik Tedes gegenüber Elkes Vater entnehmen. Statt ihn lediglich, wie der damalige Schulmeister, als »dumm« (SW III, 652) zu klassifizieren, behauptet er, der Deichgraf wäre »dumm wie 'ne Saatgans« (SW III, 651; Herv. M.B.). Dabei »spritzt[]« Tede, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, die »Tabaksjauche« vor Erregung aus dem Mund (eine noch gebremste Form von Zorn, die bei Hauke wesentlich stärkere Formen annehmen wird). Und seine, an den Deichgrafen selbst gerichtete, Bemerkung, dass dessen Großvater sein Amt noch weise verwaltet habe, seitdem aber die Intelligenz in der Familie spürbar abgenommen habe, spricht auch nicht gerade für ein spannungsfreies Verhältnis zwischen den beiden Männern (zumindest im Kopf Tedes, aus dem in dieser Situation zwei »etwas boshafte[] Augen« heraus schauen; SW III, 655).

Vom Blickwinkel der Heredität aus gesehen wirkt es weiterhin eher unglaubwürdig, wenn Tede behauptet, die Idee, dass Hauke Deichgraf werden könne, stamme lediglich von seinem Sohn und nicht von ihm selbst.³⁸ Man muss annehmen, dass er, da er selbst keine Möglichkeit hat, seine Ambitionen zu realisieren, diese, durchaus mit der genannten leicht zornig-neidischen Komponente, auf den Sohn überträgt: »Nun«, meinte der Alte und stieß ein Lachen aus; »du kannst es ja vielleicht zum Deichgraf bringen

³⁷ Vgl. Möbius, *Nervosität* (wie Anm. 32), S. 32: »Was bei dem Vater ein vorübergehendes Ereignis war, ist bei dem Sohne zu einem wesentlichen Bestandteil der Konstitution geworden.«

³⁸ »Als du, noch ein halber Junge, zu dem Deichgrafen in Dienst gingst, da lag's in deinem Kopf, das selbst einmal zu werden. Das hatte mich angesteckt [...]« (SW III, 676).

[...]« (SW III, 642).³⁹ Dieser Satz Tedes fällt lange bevor Hauke selbst darüber nachdenkt. Und auch Hauke unterstreicht, dass der Gedanke, ursprünglich von Tede kommt: »Sein Vater [...] hatte ihm dieses Wort [dass er nämlich Deichgraf werden könne] [...] seinem Erbe beigelegt« (SW III, 680; Herv. M.B.).

»Seinem Erbe« – dieser Begriff bekommt in der hier verfolgten medizinischen Perspektive eine markant doppeldeutige Funktion: Nicht nur das materielle Erbe (Hof und Grund), das ein männlicher Dorfbewohner braucht, um Deichgraf zu werden, ist also in der Novelle mit diesem Begriff angesprochen, sondern auch das intellektuelle und vor allem nervliche Erbe, das man über die Geburt von seinen Eltern erhält. Denn tatsächlich ist es ja die ererbte, wiewohl in der Ererbung pathologische verstärkte Intelligenz (plus Ambition auf das Amt des Deichgrafen), die Hauke, anstelle des materiellen Besitzes, zum Deichgrafen macht. Gleichzeitig ist es die vererbte – und in der Vererbung ebenfalls verstärkte – Anlage zur Nervenschwäche, die Hauke seinen nicht ererbten, sondern erworbenen Besitz auch wieder verlieren lässt.

Konsequenterweise muss man daraus schließen, dass Hauke einer Illusion erlegen war, als er davon ausging – auch das lässt sich neuropathologisch gegenlesen –, dass seines »Vaters Kraft [...] schon verbraucht gewesen«, sei, »er aber [...] noch jahrelang die schwerste Arbeit tun« könne (SW III, 680). Ganz im Gegenteil: Der schon leicht überproportionierte Verbrauch von Nervenkapital in der Vatergeneration schlägt sich in der nächsten verstärkt nieder, dergestalt dass der Sohn nach größeren Anstrengungen strebt und dabei größere Erschöpfungen erleidet.

Angesichts der ähnlichen intellektuellen Veranlagungen von Hauke und Elke (auch sie ist wie gesagt eine herausragende Rechnerin, die ihren Vater weit übertrifft) verwundert es nicht, dass der Text, wenn auch mehr unter der Hand, Hinweise liefert, die es ermöglichen, auch die Deichgräfin als Neurasthenikerin zu charakterisieren. Man denke z.B. daran, dass Elke, ganz ähnlich wie ihrem Mann, ein Hang zur starken Affektivität nachgesagt wird – und zwar im gleichen Gefühl, im Zorn. Auch von ihr wird behauptet, dass sie »zornige[] Augen« (SW III, 667) besitze, die das ganze

Gesicht mitreißen können: »die dunklen Brauen standen ihr wie zornig in dem heißen Antlitz« (SW III, 670).

Glaubt man Krafft-Ebing, dann ist Elke in Bezug auf die Neurasthenie sogar besonders gefährdet, weil sie als Frau mit der nervenaufreibenden Dynamik harter Arbeit noch viel unvertrauter ist: »Mag auch das Weib virtuell befähigt sein auf vielen Arbeitsgebieten mit dem Manne in Konkurrenz zu treten, so war doch seine Bestimmung bisher durch Jahrtausende eine ganz andere. Die zur Vertretung eines sonst dem Mann allein zukommenden [...] Berufs nöthige actuelle Leistungsfähigkeit des Gehirns kann vom Weib erst im Lauf von Generationen erworben werden.«⁴⁰

Versucht es die Frau – wie die in jungen Jahren die Deichberechnungen übernehmende und später den gesamten Hof bewirtschaftende Elke – trotzdem, riskiert sie, der geballten Brutalität des Arbeitslebens schutzloser, als es ein Mann je wäre, ausgeliefert zu sein. Folgerichtig leidet Elke nicht nur an Nervenschwäche, sondern – wie ihr Mann, aber noch früher – an einer bis auf den Tod gehenden Krankheit, die im Kontext der psychiatrischen Perspektive ebenfalls als Erschöpfungskrankheit verstanden werden muss: das »Kindbettfieber«, verbunden mit temporärem »Irrsinn«-Reden (SW III, 714). Diese Krankheit wendet sich jedoch in der medizinischen Logik der Zeit nicht nur gegen ihre Besitzerin, sondern auch gegen ihren Nachwuchs. Die durch nervenaufreibende Arbeiten gezeichnete Frau, so Krafft-Ebings misogynen Position, »schädigt« ihre »künftige Leistung als Mutter«.⁴¹

Das Ehepaar Haien ist also für den Vererbungstheoretiker ein klarer Fall: Die beiden besitzen nicht nur jeweils viele für die Fortpflanzung ungünstige nervliche Anlagen, sondern, was noch erschwerend hinzukommt, *die gleichen*. Sie häufen also zusammen eine Erblast an, wie sie sonst nur Inzest-Beziehungen aufweisen. Zudem verführen diese Anlagen ihre Besitzer zu einer neurasthenisch-rastlosen Lebensweise (sie in der Bewirtschaftung des Hofes, er beim Deichbau), was das intrikate Erbpotenzial noch einmal um ein Vielfaches verschlechtert.

Was soll angesichts dieses doppelten und analogen Verbrauchs von Nervenkraft in der Elterngeneration für die folgende übrig bleiben? Erst bleibt das Ehepaar lange kinderlos: »Du müßtest denn ein ander Weib nehmen; ich bring dir keine Kinder« (SW III, 702), resigniert Elke nach langer Durst-

³⁹ Man denke an das Interesse, das der Vater an Haukes Beziehung zu Elke hat: »Der Alte sah ihn scharf an. »Ahoi, Hauke«, rief er; »was weißt du von Elke Volkerts?« – »Nichts, Vater; der Schulmeister hat's mir nur erzählt.« Der Alte antwortete nicht darauf; er schob nur bedächtig seinen Tabaksknoten aus einer Backe hinter die andere« (SW III, 652).

⁴⁰ Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 1), S. 56.

⁴¹ Ebd., S. 41.

strecke. Dann bekommen sie – endlich – ein Kind, doch das ist, was sich in der Irrsal-Rede des Kindbettfiebers schon präfigurierte, schwer nervenschädigt: »[...] das Kind, das ich nach Jahren dir geboren habe«, sagt Elke zu ihrem Mann, »es wird für immer ein Kind bleiben. O, lieber Gott! es ist schwachsinnig; ich muß es einmal vor dir sagen« (SW III, 731).

Genau so hatte es ihnen Krafft-Ebing »geweissagt«: Das sich selbst verschlechternde Nervenleiden der Neurasthenie führt in der nächsten Generation zu irreversiblen pathologischen Nervenschädigungen und damit spätestens jetzt zum Ende der Fortpflanzungsreihe.⁴²

Diese angeborene Schwäche der nervösen Elemente durch Einflüsse der Zeugung [...] hat das Leben des Kindes schon in den ersten Entwicklungsstadien so schwer getroffen, dass eine normale Entwicklung gar nicht mehr möglich ist (angeborene Krankheit – geistige Entwicklungshemmung, Idiotie).⁴³

Alles streng nach Lehrbuch also. Und streng nach der minutiösen Anlage der Novelle. Denn hier, an diesem Punkt, wird deutlich, warum zu Anfang – damals scheinbar unmotiviert – der erzählende Schulmeister gesagt hatte: »[...] Hauke war weder ein Narr noch ein Dummkopf« (SW III, 645). Der Dummkopf, das war, wie gesagt, sein Schwiegervater (und in gewissem Sinne auch sein eigener Vater); der Narr bzw. die Närrin ist sein Kind. Er und seine Frau stehen als Neurastheniker in der Mitte dieser Erbfolge, sozusagen als hereditäre Durchlauferhitzer.

III. Fluch der dritten und vierten Generation

Neben der, bis jetzt stark gemachten, psychiatrischen Perspektive auf die Handlung der Novelle und den Charakter des Protagonisten, bietet der Text Hinweise auf eine, auf den ersten Blick widerläufige, bei genauerem Hinsehen jedoch durchaus analoge, Lektüre, die einer theologischen Perspektive geschuldet ist. Die Rede ist von der Vorstellung, dass sich der zornige Hauke Haien, sozusagen in einer hybriden Herausforderung Gottes, dessen Zorn zuzieht und von diesem, über sein eigenes Leben hinaus, bis zum Aussterben seines Geschlechtes verfolgt wird.

⁴² Wienke bleibt, weil »blöde[]«, ein »Kind« und wird daher selbst keines bekommen (SW III, 645; 731).

⁴³ Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 1), S. 27.

Hinweise für eine solche Lektüre tauchen nicht zum ersten Mal bei Storm auf, man denke z.B. an erwähntes *Grieshuus*, wo sich der Junker Hinrich durch eine Handlung im »Zorn« (SW III, 237), den Brudermord (der so verstanden wird, dass er Gott selbst »zürne«; SW III, 289), im Gegenzug »Gottes Zorn« (SW III, 229) zuzieht, was schließlich, wie oben ausgeführt, zum Ende seines Geschlechtes führt.

Während aber in *Grieshuus* (das wie gesagt keine Indizien für eine reindegenerative Lesart bereithält) ausschließlich einer theologischen Sichtweise das Wort geredet wird, finden sich im *Schimmelreiter* Hinweise auf eine Analogie zur bereits geschilderten medizinischen – mit dem Ergebnis, dass das Geschlecht der Haiens auf doppelte Weise ausgelöscht wird: durch ein *internes* Moment, die *progressive* Verschlechterung der Erbanlagen durch Degeneration bis zur Unfähigkeit zur Fortpflanzung⁴⁴ (annäherungsweise schon bei Hauke und Elke, ausdrücklich bei Wienke), und *zugleich* durch ein *externes, plötzliches*: die Sturmflut, die Elke und Wienke das Leben kostet und Hauke zum Selbstmord bewegt (vergleichbar mit der Sturmflut in *Carsten Curator*, die allerdings in diesem Fall nur den »bösen« Teil der Erbfolge vernichtet, oder dem unerwarteten Angriff in *Grieshuus*).

Diese Koexistenz von Hinweisen für eine medizinische und eine theologische Lesart des Textes ist durch den Diskurs vorgeformt. Krafft-Ebing z.B. schreibt, ganz in der Tradition der bibelfesten⁴⁵ Psychiatrie des 19. Jahrhunderts, zum Verhältnis von degenerativer Neurasthenie und Theologie:

Nicht bloß Vorzüge und Tüchtigkeiten, sondern auch Fehler und Gebrechen werden [...] auf die Nachkommenschaft übertragen, eine schreckliche Wahrheit der Naturforschung und eine Bestätigung des Satzes der heiligen Schrift: »Ich werde die Sünden Eurer Väter an Euch rächen bis ins dritte und vierte Glied.«⁴⁶

Krafft-Ebing zitiert hier aus den Zehn Geboten, genauer: aus 2 Mo 20,3ff. (bzw. 5 Mo 5,9f.); zwei Verse, die in vollständiger Länge in der Übersetzung Luthers so lauten:

⁴⁴ Vgl. hierzu die Ausführungen in Anm. 29.

⁴⁵ Vgl. z.B. Morel, *Traité* (wie Anm. 29), S. 2 (zur Konstanz der Arten mit Bezug auf die ersten drei Kapitel des ersten Buches Mose). Vgl. hierzu Annemarie Wettley, »Zur Problemgeschichte der »dégénérescence«, in: Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 43 (1959), S. 193–212, hier S. 194ff.

⁴⁶ Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 1), S. 24f.

Du sollst keine anderen Götter haben neben mir. [...] Bete sie nicht an und diene ihnen nicht! Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifernder Gott, der die Missetat der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied an den Kindern derer, die mich hassen, aber Barmherzigkeit erweist an vielen tausenden, die mich lieben und meine Gebote halten (Herv. M.B.).

Zwei Dinge sind an dieser Bibelstelle für den *Schimmelreiter* von Interesse: Erstens bezieht sich die Androhung Gottes, seinen Zorn an den Nachfolgern bis ins dritte und vierte Geschlecht auszuagieren, auf das erste der Zehn Gebote, nämlich die Forderung, keine anderen Götter neben dem einen zu haben. Sie gilt aber, wie Luther im *Großen Katechismus* ausführt, auch »auff alle gepot«,⁴⁷ die in dem Hauptgebote sozusagen in nuce schon enthalten sind. Zweitens nimmt der Gott des Alten Testaments den Bruch der Gebote (bzw. des ersten) persönlich: Er interpretiert ihn als Hass »ihm« gegenüber. Gott reagiert also auf eine Situation, in der er und der Mensch sich direkt feindlich gegenüberstehen.

Dieses Wissen besitzt nicht nur der gelehrte (wenn auch wohl nicht mehr gläubige)⁴⁸ Protestant Storm, sondern auch ein mit der evangelischen Konfession vertrauter Leser. Und der weiß weiterhin, dass es in 5 Mo 27,11ff. heißt:

Und Mose gebot dem Volk an diesem Tage und sprach: [...] Und die Leviten sollen anheben und zu allen Männern Israels mit lauter Stimme sagen: Verflucht sei, wer einen Götzen oder ein gegossenes Bild macht, einen Greuel für den Herrn, ein Werk von den Händen der Werkmeister, und es heimlich aufstellt! Und alles Volk soll antworten und sagen: Amen.

Die Androhung der Verfolgung einer Sünde wie des Bruchs des ersten Gebots (und damit, wie gesagt, aller weiteren) bis in die dritte und vierte Generation ist also bei näherem Hinschauen ein (und dieser Begriff findet sich bei Storm auch in anderen Zusammenhängen) »Fluch« Gottes (SW III, 289), der, wiewohl er Subjekt dieses Fluches bleibt, von Menschen in

⁴⁷ Martin Luther, *Großer Katechismus*, in: ders., *Werke. Kritische Gesamtausgabe* (Weimarer Ausgabe), Weimar 1883ff., Bd. XXX.1, S. 137.

⁴⁸ Vgl. hierzu David A. Jackson, »Storms Stellung zum Christentum und zur christlichen Kirche«, in: Brian Coghlan, Karl Ernst Laage (Hg.), *Theodor Storm und das 19. Jahrhundert. Vorträge und Berichte des Internationalen Storm-Symposiums aus Anlaß des 100. Todestages Theodor Storms*, Berlin 1989, S. 41–99, und, ihm folgend, U. Henry Gerlach, »Aberglaube« in Storms »Schimmelreiter«, in: Marijan Bobinac (Hg.), *Literatur im Wandel* (FS für Viktor Zmegac), Zagreb 1999, S. 101–118.

seinem Namen als ein – und auch das macht Storm in anderen Zusammenhängen explizit – sozialer »Bann« (SW III, 229) ausgesprochen wird.⁴⁹ Er geht im Übrigen nur deswegen bis in die vierte Generation, weil dann (auch hier deckt sich die protestantische Lesart mit den hereditätstheoretischen Vorgaben) das Geschlecht, wie Luther schreibt, »durch und durch ausgerottet« sein wird.⁵⁰

In Storms *Schimmelreiter* finden sich nun, so meine These, mehrere Hinweise, die es erlauben, den Gedanken des (durch die Menschen ausgesprochenen) ererbaren Gottesfluchs als Ahndung des Bruchs der Zehn Gebote auf den Text zu beziehen; in diesem Falle jedoch nicht, wie bisher in den Novellen,⁵¹ alleinursächlich, sondern gleichursprünglich (und analog) mit einer psychologischen Lesart des Textes.

Ich beginne mit der Spur der Verfluchung Hauke Haiens, auf die ein gläubiger Protestant gleich einem roten Faden stoßen muss: Den ersten Fluch stößt Trin' Jans aus, als sie sieht, dass Hauke ihren Kater getötet hat: »Du sollst verflucht sein! Du hast ihn totgeschlagen, du nichtsnutziger Strandläufer; du warst nicht wert, ihm seinen Schwanz zu bürsten!« (SW III, 648). Die theologische Konnotation des Fluchs wird durch die Anlehnung an die neutestamentliche Formulierung Joh 1,27 »ich bin es nicht wert, ihm die Schuhe aufzuschnüren« (Herv. M.B.) deutlich hervorgehoben: In Trin' Jans Augen hat sich Hauke mit niemand anderem als Jesus Christus – in Person eines seiner »geringsten Brüder []« (Mt 25,40) – auf Tod und Leben angelegt. Hat man die Goethe zugeschriebene Sentenz »Nemo contra deum nisi deus ipse« (»Niemand gegen Gott, außer Gott selbst«)⁵² im

⁴⁹ Vgl. zum Verhältnis von Gott und Mensch beim Fluch bzw. Bann in der protestantischen Theologie, Timo Vei, Art. »Segen und Fluch II«, in: TRE V, S. 76–79. Vgl. zum Fluch in der Literatur, Michael Niehaus, »Das Verfluchen als gewalttätiger Sprechakt. Familiengeschichten«, in: Vf., Roland Borgards, *Bann der Gewalt. Studien zur Literatur und Wissensgeschichte*, Göttingen 2009, S. 277–320.

⁵⁰ Luther, *Großer Katechismus* (wie Anm. 47), S. 137.

⁵¹ Man denke an die spukende Ahnfrau der Familie des Herrn Gerhardus (in *Aquis submersus*), die ihr Kind »verflucht« hat (SW II, 407), da es nicht standesgemäß heiraten wollte. Die Ahnfrau, so die Vermutung Katharinas, würde auch sie, die sie den nicht-adligen Johannes zum Mann nehmen möchte, »verflucht« haben (SW II, 408) – bzw. tut es durch Katharinas Bruder Wulf, welcher der Ascendentin »kleine Auge[n]« (und anscheinend auch ihren Charakter; SW II, 402) geerbt hat – und seinerseits gegen Johannes »fluchet []« (SW II, 421).

⁵² Johann Wolfgang von Goethe, *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*, in: ders., *Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche*, hg. von Ernst Beutler, Zürich 1948ff., Bd. X, S. 727.

Ohr, lässt sich in dieser Passage nichts weniger als eine hybride und aggressive Konfrontation Haukes mit Gott erkennen.

Der zweite Fluch kommt aus dem Mund des Großknechtes Ole Peters anlässlich der Bevorzugung Haukes seiner rechnerischen Fähigkeiten wegen auf dem Deichgrafenhof: »Hol der Teufel den verfluchten Schreiberknecht!« (SW III, 657). Es handelt sich um den ersten Ausdruck eines später immer wiederholten Versuchs Oles, Hauke zugunsten der eigenen Interessen aus der Sphäre der Macht (im Deichgrafenhof, bei der Leitung der Deicherneuerung etc.) zu verbannen.

Den dritten Fluch – diesmal, noch deutlicher, in Form eines Banns im Sinne der oben genannten Bibelstelle – spricht ein Mitglied der radikalen pietistischen Gemeinde, also der so genannten »Konventikel«-Brüder, über Hauke aus: Dieser, so die Behauptung, »lastet gleich einem Stein auf der Gemeinde – der ist von Gott gefallen und suchet den Feind Gottes, den Freund der Sünde zu seinem Tröster [...]. Ihr aber, hütet Euch vor dem, der also betet«. Dieser letzte Bann-Fluch ist deswegen von herausragender Bedeutung, weil er bereits ein Gegenfluch ist. Haukes »Gebet« war nämlich, so die Argumentation, bereits selbst ein »Fluch« (SW III, 717), genauer: eine Verfluchung Gottes (zu verstehen als Genitivus objectivus).

Dieses Gebet Haukes ist für die hier verhandelte Fragestellung insofern von größtem Interesse, als in ihm tatsächlich etwas gesagt wird, was von einem protestantischen Gläubigen als Bruch des ersten der Zehn Gebote und damit als kongeniale Antizipation der Verfluchung Gottes (Genitivus subjectivus) verstanden werden kann. Während Elkes Kindbettfieber spricht Hauke nämlich in unendlicher Verzweiflung folgendes Gebet:

»Herr, mein Gott«, schrie er; »nimm sie mir nicht! Du weißt, ich kann sie nicht entbehren!« Dann war's, als ob er sich besinne, und leiser setzte er hinzu: »Ich weiß ja wohl, du kannst nicht allezeit, wie du willst, auch du nicht; du bist allweise; du mußt nach deiner Weisheit tun – o, Herr, sprich nur durch einen Hauch zu mir!« (SW III, 715).

Die Wärterin, die wie die ebenfalls anwesende Magd zu den oben genannten pietistischen Separatisten zu rechnen ist, hat wohl ziemlich genau zugehört. Sie antwortet: »[...] Ich hab mich ob Eurem Gebet erschrocken; damit betet Ihr Keinen vom Tode los!« (SW III, 716). Und kurz darauf ist die Nachricht schon im ganzen Dorf: »Seine Gebetsworte liefen um von Haus zu Haus: er hatte Gottes Allmacht bestritten; was war ein Gott denn ohne Allmacht? Er war ein Gottesleugner; die Sache mit dem Teufelsperde mochte auch am Ende richtig sein!« (SW III, 716).

Nun werden zwar die Konventikel-Brüder von den drei Erzählern – wahrscheinlich ist das dem Schulmeister zu verdanken – als Wahrheitsinstanz deutlich desavouiert: Der den Fluch ausstoßende Laienprediger sei nämlich, so ein Hinweis, ein »vom Deichgrafen aus der Arbeit gejagte[r] Pantoffelmacher« (SW III, 717). Und dennoch streuen die gleichen Erzähler unter der Hand Hinweise, dass an dem Vorwurf des Bruchs der Zehn Gebote durch Hauke doch etwas Richtiges sein könnte.⁵³

Dies ist allerdings nicht im Sinne der Separatisten zu verstehen. Denn die beziehen sich ja vor allem auf das zweite Gebot, das in der Formulierung Luthers so lautet: »Du sollt Gottes namen nicht [...] mis brauchen«, also z.B. »fluchen« und damit unter den heiligen Worten dem »Teuffel« entgegenarbeiten.⁵⁴ Dieser Rekurs wird von den Erzählern jedoch nur schwach aufgenommen. Und auch das von den Separatisten ebenfalls, wenn auch sekundär, thematisierte, das erste Gebot berührende, Allmachtsproblem wird in einer wesentlich komplexeren Variante ausgebreitet.

Zu den Indizien, welche die Erzähler für den protestantisch geschulten und/oder gläubigen Leser bereithalten, gehört – erstens – die Tatsache, dass Hauke seine Frau tatsächlich, gegen alle ärztlichen und religiösen Prognosen, vom Tode losbetet. Da das Gebet nicht nur gegen die pietistische, sondern auch gegen die lutherisch-orthodoxe Lehrmeinung verstößt, kann man sich nur schwer des Verdachts enthalten, dass sich Hauke bei der Gesundung seiner Frau der Hilfe des prominentesten Gegenspielers Gottes bedient hat, zumal dieser Zusammenhang, wie oben ausgeführt, von Luther hervorgehoben und durch den Fluch Ole Peters namhaft gemacht wurde.

Zweitens scheint Haukes Formulierung, die Gott die Allmacht abspricht, nicht allein der momentanen Aufgewühltheit geschuldet zu sein, sondern eine tiefere Ursache zu besitzen. Obwohl der Deichgraf, ganz im Sinne

⁵³ Die Behauptung, dass Hauke im Laufe der Novelle einen Durchbruch zum Pantheismus bzw. Feuerbachianismus erfahren habe, der im Gegensatz zur christlichen Religiosität der restlichen Novellen-Figuren, seien sie gläubig oder abergläubisch, steht (so Jackson, Storms Stellung [wie Anm. 48], S. 105f.), scheint mir die religiöse Dimension des Textes nicht angemessen zu berücksichtigen (in der Betonung dieser Aspekte stimme ich mit Gerd Weinreich, Theodor Storm: »Der Schimmelreiter«, Frankfurt a.M. 1988, S. 69–72, überein).

⁵⁴ Luther, Großer Katechismus (wie Anm. 47), S. 139ff. So auch der zeitgenössische Theologe, Paul Seeberg, Das Gesetz des Herrn oder die heiligen zehn Gebote, Berlin 1863, S. 44, der darauf hinweist, dass gerade im »Gebet[]« die Missachtung des Namens des Herrn statthaben kann.

Luthers, Gott in größter Not anruft⁵⁵ und ihm in diesem Zusammenhang die Allmacht nur im Rahmen von Allweisheit abspricht (was sie auf zweiter Ebene wieder herstellt), wird der Leser den Verdacht nicht los, dass Hauke es mit Gottes Alleinstellungsmerkmal vielleicht wirklich nicht so genau nehmen könnte.

Man muss dazu sagen, dass die im ersten der Zehn Gebote verbotenen »Götter neben Gott«⁵⁶ schon von Luther säkular gedeutet wurden – nämlich als »gelt, gut, ehrex.«⁵⁷ Und dieser Hinweis wird in der zeitgenössischen protestantischen Theologie und Homiletik verstärkt aufgenommen: Wer nach »Macht und Ansehen« und »Mammon« strebt, so schreibt z.B. Pastor Paul Seeberg in *Das Gesetz des Herrn* von 1863, der hat anstelle Gottes die Welt gesetzt, betreibt also »Weltvergötterung«.⁵⁸

Nur unschwer lässt sich erkennen, dass die protestantische Allegorese der anderen Götter neben Gott sich sehr gut auf Hauke Haien als ruhelosen Neurastheniker beziehen lässt: Er möchte mit dem Hauke Haien-Koog die Anerkennung als Deichgraf erlangen, die ihm bisher verwehrt geblieben ist, und dabei nebenbei den ererbten Besitz seines Schwiegervaters durch den zu erwartenden Landgewinn deutlich vergrößern.

Doch dass Hauke nicht mehr in der Lage ist, Gott »Ueber Alles« zu setzen und zu »fürchten«,⁵⁹ hat noch einen anderen Grund. Denn »den falschesten, gefährlichsten aller Götzen« – ich zitiere aus einem anderen Werk der zeitgenössischen Homiletik – »trägst du in deiner eigenen Brust, das ist dein *eigenes Ich*«. ⁶⁰ Dass dieser Vorwurf zentral auf Hauke zutreffen könnte, wird vor allem durch die Aussagen seines Kindes genährt.

Im Kontext eines Gespräches über den neuen Deich – wie gesagt: sein Lebenswerk – wird Hauke von seinem schwachsinnigen Kind gefragt: »[...] Aber du kannst doch Alles, Vater?« (SW III, 730). Und Wienke setzt noch einmal nach: »Vater kann Alles – Alles!« (SW III, 731). Glaubt man, dass Kindermund, auch bzw. insbesondere schwachsinniger, auf man-tische Weise Wahrheit kundtut, dann wird verständlich, warum Hauke

Gott die Allmacht abgesprochen hat. Er hat sie sich, bewusst oder unbewusst, in der erwähnten Megalomanie, der Kreator eines Weltwunders zu werden bzw. zu sein, selbst zugesprochen.

Von diesem theologischen Blickpunkt aus gesehen, hat der Deichgraf das – von Krafft-Ebing ja zentral thematisierte – erste der Zehn Gebote in zweifacher Weise gebrochen: Der andere Gott, den der Gott des Alten Testaments nicht neben sich duldet, ist er selbst. Ihn trifft also nicht nur die Rache, sondern auch die in diesem Kontext hervorgehobene Eifersucht des mosaischen Gottes, was ihn auf zweifache Weise zu seinem Gegner promoviert. Nimmt man noch hinzu, dass Hauke es nicht gelernt hat, seinen gewalttätigen »zorn« (ursprünglich bekanntlich eine Todsünde) zu »stillen«, und somit auch auf diese Weise »Gottes zorn«⁶¹ hervorruft, so ergibt sich geradezu zwingend eine direkte Konfrontation zweier gleichwertig scheinender Kontrahenten: Deus contra Deum, Zorn gegen Zorn.⁶² Aus dieser elementaren Konkurrenz-Situation mit Gott entwickelt sich (ich kann das hier nur andeuten) sowohl der angebliche Teufelspakt Haukes⁶³ als auch seine, sich im Selbstopfer ausdrückende, Jesus Christus-ähnliche Position: »Herr Gott, nimm mich; verschon die anderen« (SW III, 753).⁶⁴

⁵⁵ Luther, Großer Katechismus (wie Anm. 47), S. 158, 152.

⁵⁶ Vgl. zum Zusammenhang von Zorn, Rache und Recht allgemein, Johannes Lehmann, »Zorn und Rache«, in: Vf., Borgards, Roland (Hg.): *Bann der Gewalt. Studien zur Literatur- und Wissensgeschichte*, Göttingen 2009, S. 177–226.

⁵⁷ Zur protestantischen wie katholischen Ablösung der Todsünden durch die Zehn Gebote im ausgehenden-Mittelalter und der Frühen Neuzeit und damit von der Verschiebung der Sünden gegen den Menschen zu *Sünden gegen Gott* (inklusive der damit einhergehenden stärkeren Bewertung des Teufelspaktes), vgl. Robin Briggs, *Die Hexenmacher. Geschichte der Hexenverfolgung in Europa und der Neuen Welt*, übers. von Dirk Mueider, Berlin 1998, S. 123f., mit Bezug auf John Bossy, »Moral Arithmetic. Seven Sins into Ten Commandments«, in: Edmund Leites (Hg.), *Conscience and Casuistry in Early Modern Europe*, Cambridge u.a. 1988, S. 214–234. Zum Teufelspakt in Storms *Schimmelreiter*, vgl. Johannes Harnischfeger, »Modernisierung und Teufelspakt. Die Funktion des Dämonischen in Theodor Storms »Schimmelreiter««, in: *Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft* 49 (2000), S. 23–44.

⁵⁸ Die Nähe Haukes zu Christus betont auch der metadiegetische Erzähler, wenn er die Behandlung, die der Deichgraf vonseiten der Dorfbewohner erfahren hat, mit folgendem Vergleich kommentiert: »Dem Sokrates gaben sie ein Gift zu trinken, und unseren Herrn Christus schlugen sie an das Kreuz« (SW III, 754). Vgl. zur Genealogie der Feindschaft aus dem Gott-Vater/Gott-Sohn-Verhältnis, Carl Schmitt, *Politische Theologie II. Die Legende von der Erledigung jeder Politischen Theologie*, Berlin 1996, S. 90ff.

⁵⁵ »Ruffe mich an zur zeit der not, so wil ich dich eretten« – Luther, Großer Katechismus (wie Anm. 47), S. 141 mit Bezug auf Ps. 50.

⁵⁶ Emil Frommel, *Die zehn Gebote Gottes in Predigten*, Karlsruhe 1858, S. 12.

⁵⁷ Luther, Großer Katechismus (wie Anm. 47), S. 140.

⁵⁸ Seeberg, *Das Gesetz des Herrn* (wie Anm. 54), S. 30; 32; 31.

⁵⁹ Gerhard von Zezschwitz, *Die Christenlehre im Zusammenhang. Erste Abteilung: Die zehn Gebote und der erste Glaubensartikel*, Leipzig 1880, S. 46.

⁶⁰ Frommel, *Die zehn Gebote* (wie Anm. 56), S. 17.

Zurück zum allmachtabsprechenden Gebet: Bemerkenswert an ihm ist, dass in zweifacher Hinsicht die gespenstische Existenz, die Hauke nach dem Tod in seinem eigenen Koog fristen wird, präfiguriert wird. Erstens ist hier der Hinweis zu nennen, dass das Dorf in seiner Pseudofrömmigkeit das merkwürdige Gebet Haukes zum Anlass nimmt, den abergläubengestützten Verdacht, dieser reite ein Teufelspferd, weiter auszubauen: »Die Sache mit dem Teufelspferde mochte auch am Ende richtig sein!« (s.o.).

Noch wichtiger ist zweitens jedoch, dass Haukes häretisches Gebet just in dem Augenblick einsetzt, da seine Frau (wie später Trin' Jans bei ihrem Ableben auch)⁶⁵ in einer Fieberphantasmagorie Haukes Tod und damit auch sein späteres Gespensterdasein als Schimmelreiter voraussieht: »In See, ins Haf hinaus? O lieber Gott, ich seh ihn nimmer wieder!« (SW III, 715).

Auf das gespenstische Dasein (und nicht nur auf den Tod) weist der Fiebertraum insofern voraus, als die in ihm statthabende Vorstellung auch so verstanden werden kann, dass Elke ihren Mann aus der unter der Obhut Gottes stehenden Gemeinschaft, der sie natürlich noch angehört, herausfallen und daher »nimmer wieder« sieht. Fluch und Gebet scheinen also, so gesehen, die notwendige Bedingung des späteren Spukens zu sein.

Gehen wir einmal davon aus, dass die zu Anfang der Novelle vom intradiegetischen Erzähler erwähnte »dunkle Gestalt [...] auf einem [...] hochbeinigen hageren Schimmel« mit dem »dunkle[n] Mantel« um die »Schultern« wirklich das Gespenst von Hauke Haien ist (SW III, 636), das, wie es der Deichgraf behauptet, anzeigt, dass ein »Deich gebrochen« ist (SW III, 755) bzw. brechen wird. Dann könnte dieses Gespenst, wenn man die theologische Perspektive ein wenig ins Paratheologische verschiebt, das Ergebnis einer Entwicklung sein, innerhalb deren Hauke von seinen Mitmenschen und vor allem von Gott verflucht wird, daher nicht erlöst und erlösbar ist und demzufolge den Status des Untoten erhält; sozusagen als Radikalisierung dessen, was Trin' Jans mit Bezug auf die Katertötung über Haukes schwachsinnigen Kinds sagt: »Du strafst ihn, Gott der Herr! Ja, ja, du strafst ihn!« (SW III, 728).

Das gilt umso mehr, da Trin' Jans Hauke damals vor allem deswegen für den Tod ihres Katers verflucht hatte, da er das letzte »Lebig« darstellte, das sie damals noch hatte (SW III, 649). Dieses »Lebig« (SW III, 692) wiederum wird nach der in der Novelle ausführlich referierten Bauopfer-

⁶⁵ SW III, 742: »Hölp mi! Hölp mi! Du bist ja bāwen Wāter... Gott gnād de Annern!«.

Tradition⁶⁶ für den Deich benötigt – und am Ende durch Haukes Selbstopfer geliefert. Auch hier findet sich also eine Linie vom ersten Fluch zum göttlichen Fluch über dem Geschlecht der Haiens.

Die dunkle Gestalt wäre demnach das Gespenst eines Menschen, der sich zwar »sein eigen Christentum zurecht gerechnet hatte« (SW III, 715), sich bei diesem ihm eignenden Rechnen jedoch – da man sich in den Augen der zeitgenössischen Orthodoxie »einen Gott« gerade nicht »nach eigenem Gutdünken« bilden soll⁶⁷ – in eine Allmachtsphantasie hineingesteigert hat, die Gottes eigene Allmacht und Einzigartigkeit auf eine fundamentale Weise bedrohte, was Letzteren zu Zorn und bedingungsloser Rache veranlasste.

Da Gott seine Rache ja eigentlich mindestens ins dritte Glied verfolgen wollte, Hauke selbst sich aber nur noch ins zweite fortpflanzen kann, liegt der Verdacht nahe, dass der Fluch nicht ursächlich allein ihm, sondern bereits seinem Vater, allgemeiner gesprochen: dem Geschlecht der Haiens gilt (Ähnliches wird ja auch schon in *Aquis submersus* vorgeführt, in dem der Fluch einer vergangenen Generation in der jüngeren reaktualisiert wird).⁶⁸ Auf jeden Fall geht die Rache Gottes bei Hauke über die bei ihm bzw. seiner Tochter endende biologische Fortpflanzung hinaus. Man könnte als Konsequenz der hier verfolgten theologischen (am Ende wie gesagt paratheologischen) Lektüre sagen, dass die göttliche Rache in der Zeit nach Haukes Tod in Form des Gespenstes virtuell fortbesteht, dergestalt dass Hauke durch den Ausstoß aus dem Bund Gottes mit den Menschen als Gespenst keine Ruhe und keine Erlösung finden konnte und kann.

Soweit die Rekonstruktion zweier durch die Novelle evozierter Perspektiven auf sie: Medizin und Theologie inklusive ihrer Überschneidungen.⁶⁹ Was folgt nun aus der Beobachtung, dass diese beiden Lektürewege nicht, wie man denken könnte, konträr, sondern zu großen Teilen analog ver-

⁶⁶ Vgl. hierzu Wolfgang Palaver, »Hauke Haien – ein Sündenbock? Theodor Storms »Schimmelreiter« aus der Perspektive der Theorie René Girards«, in: Peter Tschuggnall (Hg.), *Religion – Literatur – Künste. Aspekte eines Vergleichs*, Salzburg 1998, S. 221–236, der, aufbauend auf der in der Novelle zitierten Bauopfer-Tradition (»was Lebig«; SW III, 692), sehr überzeugend nachweisen kann, dass Haukes Selbstopfer am Ende der Novelle deutliche Züge einer Sündenbock-Konstellation trägt.

⁶⁷ Frommel, *Die zehn Gebote* (wie Anm. 56), S. 11.

⁶⁸ Vgl. hierzu die Ausführungen in Anm. 51.

⁶⁹ In gewissem Sinne kommt meine Theorie der zwei Lesarten mit der, freilich auf ganz anderen Prämissen beruhenden, Theorie Orts, Zeichen und Zeit (wie Anm. 22), S. 47f., von der Ko-Präsenz bestimmter Wahrnehmungsmodi überein.

laufen.⁷⁰ Berücksichtigt man – und das war ja der Einsatzpunkt meiner Analyse –, dass der Gedanke der generativ weit reichenden göttlichen Rache und des menschlichen Fluches ursprünglich hereditätstheoretisch motiviert war, dann ist der spukende Hauke Haien ein vollendetes Sinnbild des Gedankens, dass die nachfolgenden Generationen ihre eigenen nervengesundheitlichen Fehler und die der vorangegangenen Generationen in neurasthenisch-gespentiger Rastlosigkeit ausagieren und dafür von Gott mit starker Neurasthenie und Idiotie gestraft werden (und zur Sicherheit auch noch durch eine Sturmflut).

Denn tatsächlich, so habe ich zu zeigen versucht, agiert Hauke in der medizinischen Lesart die leicht nervöse Anlage seines Vaters zu Gänze aus, sei es durch seine frühzeitige Genialität und emotionale Labilität, sei es durch seine körperliche Schwäche, auf jeden Fall durch die unendliche neurasthenische Rastlosigkeit bei der Verfolgung seines Zieles, reich und vor allem berühmt zu sein. Das hat sich auch bei seinem Übertritt in die gespenstische Existenz nicht verändert. Denn was anderes als Rastlosigkeit zeichnet ein Gespenst aus, das, da es nicht erlöst werden kann, immer umherirren muss?

Theologische und medizinische Lesart lassen sich weiterhin durch ihre gemeinsame Wurzel zu einer Moderne-Kritik zusammenfassen: Bedenkt man, dass die Geschichte im neunzehnten Jahrhundert – dem Jahrhundert der Nervenkrankheiten – drei Mal erzählt wird, aber in der Mitte des achtzehnten spielt, dann könnte man davon sprechen, dass im *Schimmelreiter* eine genealogische Untersuchung angestellt wird, innerhalb deren der lange zurückliegende, aber immer wieder neu aktualisierte *Sündenfall* der Moderne – die irreversible Schwächung der Nerven – rekonstruiert wird.⁷⁰ Gleiches kann für die von Storm markierte topographische Abweichung (Ruralität statt Urbanität) gelten: Die neurasthenische *Materia peccans* der Neuen Zeit, so lässt sich aus diesem Befund schließen, mag in den Städten am deutlichsten zum Ausdruck kommen, bei genauerem Hinsehen ist sie jedoch auch an jedem anderen Ort zu finden. Eine Archäologie und Kartierung der nervenschwachen Moderne also, die ihren Einsatzpunkt aus

⁷⁰ Zur Ausrichtung der metadiegetischen erzählten Binnenhandlung auf die Jetzt-Zeit der extradiegetisch erzählten Rahmenhandlung, vgl. Thomas Baltensweiler, »Die Aporie in der bürgerlichen Familie. Zur Funktion des Erwerbssinns in ›Hand und Heinz Kirch‹ und ›Der Schimmelreiter‹«, in: Schriften der Storm-Gesellschaft 51 (2002), S. 87–100, hier S. 94f.

Gründen der Genauigkeit im Vergessenen, Unscheinbaren oder Verborgenen nimmt.

Aber vielleicht – und das wäre keine Moderne-Kritik mehr, sondern wiederum deren Kritik – ist der Gedanke eines spukenden Hauke Haien ja wirklich ein kindischer bzw. Altweiber-Aberglaube, wie der metadiegetische Erzähler, der Schulmeister, hierin in gewissem Sinne an die Bemerkung von Elkes Vater über die »Torheit« (s.o.) der hereditären Ammenmärchen anschließend, behauptet. Dann gehörte, gemäß der eben rekonstruierten Logik, auch die von Morel, Möbius und Krafft-Ebing so vehement vertretene Hereditätslehre und mit ihr auch die Neurasthenie, die Genies wie Hauke Haien zu Nervenkranken erklärt, zu dieser Mär.

Der Schulmeister behauptet nämlich, dass der Gedanke des Büßens für die Sünden der Vorväter nichts anderes als eine historische Selbstentschuldung und Selbstaufwertung der jeweils Erklärenden durch Legendebildung darstelle. So sagt er es am Anfang der Erzählung: »Ihr wisset auch wohl, es braucht nur einmal ein Größerer zu kommen, so wird ihm Alles aufgeladen, was in Ernst oder Schimpf seine Vorgänger einst mögen verübt haben« (SW III, 640). Und so sagt er es auch am Ende: »[...] einen tüchtigen Kerl, nur weil er uns um Kopfeslänge überwachsen war, zum Spuk und Nachtgespenst zu machen – das geht noch alle Tage« (SW III, 754). Vorausgesetzt, so möchte man hinzufügen, die Tage und vor allem die Abende sind lang genug, dass man an ihnen das sich nach unten verdünnende Garn der degenerativen Vererbungslehre spinnen kann.